

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger" und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen"

Schölers Kinder

Skizze von **Max Bittrich** (Nachdr. verb.)

An einem warmen Abend um Pfingsten, als die weißen Wolken am blauen Frühlingshimmel blühten und die Lokomotive ihren Dampf eben so weiß ihnen lustig entgegenpustete, grüßten mich an der Bahnstrecke lauter blühende Bäume. Und da der Zug einige Minuten an einem fremden Bahnhof, weit von meinem Reiseziel, verschnaufte, sah ich eine strotzend grüne Kastanienallee ihre leuchtenden Kerzen zum alten Städtchen hinabtragen.

Langer Fahrt überdrüssig, sprang ich aus dem dumpfen Wagen: Uebernachte hier, wo du vor Jahrzehnten einige Tage weiltest! Bummle durch traute Gassen! Sitze am Kirchplatze unter der Gasthauslaube beim schillernden Wein, bis die Nachtglocke zur Ruhe mahnt! rief ich mir zu.

Was auch mochte Freund Emil Schöler noch treiben? Er, der schon als Knabe ein verträumter Sonderling war, als junger Kaufmann unsern Freundschaftskreis verlassen hatte, um sich hier in dieser Stadt am Oberrhein festzusetzen, Großkaufmann zu werden, zu heiraten.

Vom Tode seiner Frau hatte ich inzwischen erfahren. Schöler war nachher ein spröder, verstummender Briefschreiber geworden. Wo mochten seine beiden Kinder gelandet sein? Suchen wir ihn morgen, vor der weiteren Reise, auf!

Im Gasthaus zum Bären walteten tüchtige Menschen, sie tafelten mir einladend auf, und vom Stammtisch grüßten mich unterhaltende Gespräche der vom Tagewerk ausruhenden Bürger. Die Zeit flog. Die Gäste schieden. Als ich mit den letzten vor das Tor trat, um vor meiner Nachtruhe noch einen Blick auf die schweigende graue Kirche und zum Himmel zu lenken, lächelte der Mond auf eine ergreifend ruhige Welt. Es war eine Nacht, in der man leise spricht — so silberhell und tiefschwarz lag sie auf Türmen, Dächern, Gassen.

Gedämpften Tones plauderte ich mit dem Wirt, der ein Weilchen zu mir trat, um Luft zu schöpfen. „So, so," knüpfte er an eine Mitteilung bei meinem Eintreffen an, „Herrn Schöler wollen Sie morgen besuchen? Wenn Sie Glück haben, können Sie ihn noch heute treffen."

„In der Nacht?"

„Nur nachts geht er noch aus, so lange ich an ihn zurückdenken kann. Er läuft in der Finsternis zehnmal durch die Straßen und um den Kirchplatz und verschwindet stumm in seiner Behausung. Um elf Uhr taucht er gewöhnlich auf und zieht langsam dahin, bleibt auch mal ein bißchen auf einer Stelle. Ja, so gehts!"

Damit trat der Bärenwirt unter sein Dach. Ich aber wollte ausharren, und mir war in der fremden Verlassenheit feierlich genug zu Mute.

Und siehe, zu Beginn der zwölften Stunde zeigte sich die Gestalt eines Mannes, der den Platz mehrfach bedächtig umkreiste, einmal das Gesicht der funkelnden Sternensaat zukehrte, leicht gebückt weiter stapfte.

Er näherte sich mir wiederum. Da schnitt ich seinen Pfad, streifte den Wanderer wie zufällig, entschuldigte mich. Als er sich nach undeutlicher Antwort entfernen wollte, blickte ich ihm ins Gesicht: „Verzeihung, Sie haben etwas an sich, das mich an einen lieben Freund erinnert. Sind Sie — Emil —"

„Emil Schöler, ja. Und Sie? Ach, freilich, Menschenskind, was bringt Dich zu nachtschlafender Zeit hierher?" forschte er und schob mir seinen Arm zu.

„Was treibst Du, Schöler? Wie gehts Deinen Kindern?" fragte ich. „Ich habe eine längere Reise bis morgen unterbrochen, hätte gern gewußt —"

„Die Kinder? Blühen! Du willst sie bei mir begrüßen? Morgen ist Markttag," erwiderte er hastig. „Bis Mittag nimmt mich Landkundschaft in Anspruch, doch zum Kaffee komm, um drei Uhr!" — —

Heiter empfing er mich am anderen Tage im Wohnraum, der uns patrizierhaft umschloß mit seinen gediegenen Möbeln, den gedunkelten Gemälden, dem blanken Parkett.

„Ich habe im Garten decken lassen," unterrichtete mich Schöler.

„Vortrefflich! Auch für Deine Kinder?"

„Du wirst staunen, wie hochgewachsen sie sind, wie sie in Blüte stehen, singen. Ach, mein lieber alter Guter!" Was bedeutete der wehe Klang seiner Stimme?

Draußen empfing uns ein weiß gedeckter Tisch unter zwei großen, blühenden Apfelbäumen, in denen Bienen summten, Finken ihr Lied schmetterten.

Schöler forderte mich auf, zuzugreifen, und wir waren fröhlich miteinander. Ich blieb eifrig bestrebt ihn in der Heiterkeit festzuhalten, und er erzählte mir von seinen Geschäften, fragte mich nach hundert Einzelheiten meines Lebensgangs, bis ich — der Abendschein lag auf den Gipfeln der Birken an der Gartenmauer — vor dem Abschied nochmals einen Anlauf nahm zur Frage nach seinen Kindern.

Da zuckte sein Antlitz; er atmete mühsam. „Du mußt die Wahrheit erfahren, bevor Du gehst. Erschrick nicht! Schau Dir diese beiden Apfelbäume nochmals an, die uns Gesellschaft geleistet haben mit Duft und Gesang. Denn diese beiden Bäume, das sind meine Kinder, sind es geworden, sind die Nachfolger jener, die Du einstmals bei mir trafst."

„Schöler!"

„Es ist so. Die Du kanntest, sind der Mutter bald gefolgt. Frage nicht weiter. Als beide noch lebten, pflanzte ich mit ihnen zu ihrer Freude diese Bäume, und jedes Kind pflegte einen. Baum und Kind verwuchsen förmlich, und wir belegten jeden Stamm mit dem Namen eines der Kinder. „Der Hubert blüht!" riefen wir. „Dorchen bringt uns in diesem Jahre die lachendsten Früchte!"

Erschüttert hörte ich dies Bekenntnis.

„Stehst Du," sprach er weiter, „so sind die beiden einst rasch von mir gegangen, und doch ist ihr Andenken vor mir ständig gewachsen; so haben sie sich vor mir entfaltet, meine Stammhalter, als Erben all meiner Liebe. In jedem Jahre aufs neue geben sie mir Zeugnis ihrer Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Verschenkungssucht. Sieh nur, wie Dorchen bei meinem Lobgesang mädchenhaft hold errötend auf uns blickt, und wie Hubert stolz sein Haupt hebt. Keusche Blüte, lachende Frucht sind sie mir beide, diese Nachkommen, und wenn Dir meine Vaterschaft trotz allem nicht völlig einleuchtet, so betrachte die beiden meinethalben nur als seitenverwandt, als Seitenzweige, als angenommene Kinder. Mir sind und bleiben sie mehr."

Ich nahm wahr, wie in seinem Auge etwas wetterte, das er jetzt wohl nur mühsam niederzwang — und ich umarmte ihn und spürte nach raschem Abschied noch lange seinen Händedruck, — die Hand und das Wort eines Mannes, dessen Heldentum mir fortleuchtet in Gesellschaft prachtvoller Wunder unserer Erdenwelt.

Das Haberfeldtreiben

Ein seltsames Volksgericht. Von E. Trost.

(Nachdruck verboten.)

Ein eng abgegrenzter Bezirk Altbayerns, nämlich das Gebiet zwischen Isar, Mangfall und Inn, war bis in die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts die spezielle Heimat des „Haberfeldtreibens", eines uralten Rügegerichtes, das in finsteren Oktober- und Novembernächten stattzufinden und die bäuerliche Bevölkerung stets in nicht geringe Aufregung zu versetzen pflegte.

Das „Haberfeldtreiben" hat seinerzeit den bayerischen Behörden schwere Sorgen bereitet, unendlich viel ist über diese seltsame Form der Volksjustiz geschrieben worden — und im Volksmunde sind noch immer zahllose Anekdoten und Sagen über die „Haberer" und ihre Taten lebendig.

Der Ursprung des Brauches ist völlig in Dunkel gehüllt. Die einheimischen Bauern behaupten, daß er auf Karl den Großen zurückgehe, der die ersten Haberermeister — worunter die Anführer der Verschwörung zu verstehen sind — ernannt und jedem zum Zeichen seiner Würde einen Stab verliehen habe. Es ist ja

immerhin denkbar, daß dem „Haberfeldtreiben" tatsächlich noch verzerrte Reste der einst von Karl d. Gr. in seinen Grafschaften eingesetzten Femegerichte zugrunde liegen — bestätigt ist es jedoch nicht und sämtliche diesbezüglichen Nachforschungen sind resultatlos verlaufen. Ebenso wenig konnte bisher die Entstehung des Ausdruckes „Haberfeldtreiben" ermittelt werden. Man hat das Wort von der Tatsache, daß in alten Zeiten Wucherer und sonstige Uebeltäter mit der Verwüstung ihrer Felder bestraft oder daß einst gefallene Mädchen von den Burschen des Dorfes unter Peitschenhieben durch Haferfelder getrieben wurden sowie von den verschiedensten altdeutschen und lateinischen Worten abzuleiten versucht — stichhaltige Beweise für alle diese Deutungen ließen sich aber niemals erbringen. —

Mag nun der Name herstammen, woher er will, feststehend ist jedenfalls, daß sich das Haberfeldtreiben durch Jahrhunderte in finsteren Herbstnächten abspielte und stets in solchen Fällen von Vergehen, wo mangels gesetzlicher Handhaben die ordentliche Rechtspflege nicht einschreiten konnte, zur Anwendung kam.

War z. B. von irgendeinem Bauern oder sonstigen Dorfbewohner bekannt geworden, daß er dem Laster des Geizes oder der Trunksucht frönte, daß er heimlich Wucher trieb oder sich in sittlicher Beziehung Verfehlungen zuschulden kommen ließ, so wurde ihm — und zwar „im Namen Kaiser Karls des Großen vom Unterberg" — „getrieben" — und dies „Treiben" geschah in folgender Weise:

Der Haberermeister setzte seine Spießgesellen, die „Haberer" — welche sich meist aus jungen Burschen und Bauernsöhnen der betreffenden Gegend rekrutierten — von dem beschlossenen Treiben insgeheim in Kenntnis, worauf sie alle am bestimmten Abend an irgendeinem abgelegenen Platze, etwa einer Kiesgrube, einer Schlucht oder dergl. versammelten. Dort vermummten und bewaffneten sie sich, schwärzten sich die Gesichter und zogen — in Trupps von oft 50, 100 und mehr Personen — so lautlos wie möglich auf Schleichwegen zu dem Gehöft des von ihnen auserlesenen Opfers und umstellten es. Plötzlich ließen dann die Haberer bereitgehaltene Fackeln aufflammen, vollführten mittels Ketten, alten Blechdeckeln, Kuhglocken sowie durch Abgabe von Schüssen einen Heidenspektakel und holten endlich die aus dem Schlaf geschreckten Bewohner an die Schwelle der Haustüre, die sie aber bei Leib- und Lebensstrafe nicht überschreiten durften. Dann rief der Haberermeister die einzelnen Haberer der Reihe nach auf, jedoch unter erfundenen Namen und Titeln, wie „Bürgermeister von Tegernsee", „Abt von Benediktbeuren", „Feldhauptmann von Tirol" und ähnlichen. Jeder der Gerufenen bestätigte seine Anwesenheit mit einem lauten „Hier!" — worauf dann der Haberermeister von einem langen Zettel in jämmerlichen Knittelversen das gesamte Sündenregister des oder der zu Bestrafenden vorlas. Nach jeder Strophe rief er: „Is wahr oder not?" Die ganzen Haberer brüllten: „Jo — wahr is 's!" und vollführten zur Bekräftigung mit ihren Lärminstrumenten einen ohrenbetäubenden Radau. Natürlich sparte der Haberermeister auch nicht mit Anzüglichkeiten und derbsten Anspielungen — und da die aufgestörten übrigen Dorfeinwohner die Verlesung meist von weitem mit anhörten, lief das „Treiben" also auf ein öffentliches „an den Pranger stellen" des Verunglimpften hinaus. War der Haberermeister mit seinen Versen zu Ende, so gab es noch eine kurze Weile Lärm und Katzenmusik — und dann verschwand die Rotte auf einen Pfiff des Anführers ebenso schnell und geheimnisvoll, wie sie erschienen war.

In früheren Zeiten mag dieses Volksgericht vielleicht einen gewissen sittlichen Wert gehabt haben — später aber wuchs es sich immer mehr und mehr zu einem bösartigen Unfug aus, da die Haberer sich in stets steigendem Maße grobe Ausschreitungen, tätliche Mißhandlungen desjenigen, dem „getrieben" wurde, scharfes Schießen auf sein Haus und ähnliche Untaten erlaubten. Auch erfolgte das Treiben nicht mehr nur in Fällen, wo wirklich ein Aergernis gegeben war, sondern vielfach auf bloße sinnlose Verleumdung hin gegen völlig Unschuldige, welche auf diese Art um ihre Ehre und ihren guten Ruf kamen — und was das für die freien Gebirgsbauern bedeutet, kann nur der ermessen, der längere Zeit unter ihnen gelebt hat.

So bemühten sich die Behörden, das Haberfeldtreiben ganz abzuschaffen, hatten aber anfänglich damit wenig Erfolg, weil die Haberer über eine glänzende Organisation, in der unverbrüchliches Stillschweigen über alle Angelegenheiten des Bundes oberstes Gebot war, verfügten — und im übrigen bei ihren Treiben die Kirchentüren zu verrammeln und die Glockenstränge sowie die Telefondrähte abzuschneiden pflegten, so daß man keine Alarmsignale geben konnte und daher die Haberer, bis die Gendarmerie anrückte, längst wieder in Sicherheit waren. Unter solchen Umständen sah sich schließlich die bayerische Regierung genötigt, unter Aufbietung von Militär mit aller Schärfe gegen die Haberer vorzugehen — und so kam es um die Mitte der 90er Jahre in der Gegend von Miesbach und Tölz zu blutigen Schlachten, welche mit der Ermittlung und Gefangennahme einer Reihe von Haberern endeten, die dann später in den berüchtigten Münchener „Habererprozessen" zu schweren Freiheitsstrafen verurteilt wurden. Seither ist das Treiben endgültig unterdrückt, Versuche, es da und dort aufleben zu lassen, konnten stets sehr rasch im Keime erstickt werden — und heute lebt das Haberfeldtreiben nur höchstens noch in scherzhafter Form als Belustigung bei ländlichen Fastnachts- oder Polterabendveranstaltungen fort.

Bunte Chronik

n. **Paderewski und der Zar.** Eine französische Zeitschrift erzählt die hübsche Geschichte, wie der russische Zar und der berühmte polnische Virtuose Paderewski zum erstenmale zusammentrafen — es sollte auch das letztemal sein. Auf einer seiner russischen Konzertreisen kam der polnische Künstler natürlich auch nach St. Petersburg, das damals noch nicht Leningrad hieß. Bei seinem ersten Konzert wurde Paderewski mit einer solchen Begeisterung begrüßt, daß er nach dem Ende des Abends erst mit einer sehr großen Verspätung nach dem Winterpalast kam, wo ihn Nikolaus II. in einem Hofkonzert hören konnte. Nun war der Zar zwar nicht ungehalten, weil Paderewski ihn warten ließ, im Gegenteil, er war entzückt von dem Spiel des Polen und kaum war der letzte Ton seines Spiels verklungen, ging er lebhaft auf ihn zu, und überreichte ihm einen sehr hohen Orden. Dabei beging er leider eine Unbedachtsamkeit, denn er sagte: „Ich bin ganz außerordentlich erfreut, einen großen russischen Künstler, wie Sie es sind, auf diese Weise auszeichnen zu können." Das war dem Erzpolen Paderewski denn doch zu viel, er vergaß alle Etikette und unterbrach den Zaren lebhaft: „Euer Majestät befinden sich in einem Irrtum. Ich bin kein Russe. Ich bin Pole." Diese Entgegnung erbitterte aber auch den Zaren aufs höchste. Er nahm den Orden, den er eben dem Künstler überreichen wollte, zurück, verharrte einige Augenblicke in sprachloser Ablehnung, kehrte sich um und ging wieder auf seinen Platz. Die Folge dieser Begegnung war, daß sofort an Paderewski der Befehl erging, daß er Petersburg zu verlassen habe. Und die Beamten des Zaren taten noch ein Uebriges: sie verboten die Aufführung aller Werke Paderewskis in Rußland.

* **Burleske in Konstantinopel.** Aus Konstantinopel wird gemeldet: „Viel Lärm um nichts," Burleske in zwei Akten, so könnte man eine verrückte Geschichte überschreiben, die sich im Stadtteil Top Kapu dicht bei der Theodosianischen Mauer zugetragen hat. Wenn auch dabei ein Verbrecher ins Gras beißen mußte, so rechtfertigt sich der Titel doch, weil in Konstantinopel das noch bestehende Faustrecht den Tod dieses oder jenes Raufboldes zu etwas Vielfältigem an jedem Tag macht, das niemand aufregt. Das Burleske gab dieser Geschichte den Stempel. Ort der Handlung waren eine dunkle Kneipe und die daneben liegende Polizeistation. Mitwirkende zwei Raufbolde, Polizei, Feuerwehr und das Volk eines ganzen Stadtteils. In besagter Kneipe sitzen zwei berüchtigte Helden der Straße namens Ipsis Redscheb und Fuad. Ihre Unterhaltung dreht sich um ihr Heldentum, und um es besser ad oculos zu demonstrieren, verabredeten sie in aller Ruhe, sich draußen vor der Tür der Polizeistation ein Pistolengefecht zu liefern. Es besteht zwar in der Türkei ein scharfes Waffenverbot, das gilt aber anscheinend für die ehrsamen Bürger, die verpflichtet sind, sich von den Verbrechern wehrlos niederknallen zu lassen. Kaum sind also die beiden Tollhäusler vor der Tür der Polizeistation, die den Schlaf des Gerechten schläft, angelangt, da hat jeder zwei Pistolen in der Hand und rasch hintereinander knallen mehr als zwanzig Schüsse in die Stille der Nacht. Als die Polizei, die schlaftrunkenen Augen reibend, herausstürzt, liegt Fuad tot am Boden, und der heiligen Hermandad bleibt nur noch übrig, den Ipsis Redscheb freundlich zum Besuch der Wache einzuladen. Der erste Akt ist zu Ende. Doch schnell muß der Vorhang zum zweiten emporschnellen. Denn nun erhebt sich auf der, ja bald auf allen Straßen des Stadtviertels ein wüster Lärm, alles rast durcheinander, Leute raffen ihre Habseligkeiten zusammen, wollen fliehen, Betten fliegen aus den Fenstern, Mütter schreien, Kinder wimmern, Männer fluchen, und aus allem heraus löst sich der einstimmige Schrei: „Wo bleibt die Feuerwehr?" Was hat sich nun wieder zugetragen? Nichts, gar nichts. In dem stillen Viertel gilt es als stillschweigende Vereinbarung, daß Schießen in der Nacht eine Feuersbrunst bedeutet. Ein Schuß gilt für einen kleinen Zimmer- oder Dachbrand, da dreht man sich im Bett um und schläft weiter. Die Salven der beiden Raufbolde konnten aber nur eine Riesenfeuersbrunst, eine Katastrophe bedeuten. Also die Aufregung, das Entsetzen des Volkes von Top Kapu. Und nun kommt die Feuerwehr wieder einmal nicht. Nachzuforschen, wo es brennt, daran denkt keiner, nur die Feuerwehr will man sehen. Und weil diese nicht kommt, wird man ungemütlich, hört nicht auf die beruhigenden Versicherungen der Polizei, man fängt an zu randalieren, zu toben. Wo ist die Feuerwehr? Und plötzlich ist sie da, aber nicht, um eine eingebildete Feuersbrunst zu löschen, sondern um dem Blutbad der beiden Raufbolde eine Kaltwasserdusche für die tobende Mengen folgen zu lassen. Pudelnaß flüchtet alles in die Häuser zurück, auch der zweite Akt der Burleske war vorüber.

* **Wie entstehen die Löcher im Käse?** Ein für die Milch charakteristischer Stoff ist der Milchzucker, der in seinem chemischen Aufbau ein recht kompliziertes Gebilde vorstellt. Durch die Einwirkung von Kleinlebewesen erleidet er tiefgreifende Veränderungen, die allgemein als Gärungen bezeichnet werden. Wohl jedem bekannt ist die gewöhnliche Milchsäuregärung, bei welcher durch Zersetzung des Milchzuckers Milchsäure entsteht, welche die Milch, besonders leicht in der Wärme, zum Gerinnen bringt. Interessant ist nun die Umwandlung des Milchzuckers zu Propionsäure, ein Vorgang, der bei der Reifung des Emmentaler Käses eine gewichtige Rolle spielt. Hierbei entstehen nebenher noch gasförmige Produkte, welche, da sie durch die undurchlässige Käserinde nicht entweichen können, an den weicheren Stellen den Käseteig auseinanderdrücken, Hohlräume bilden. Diese Hohlräume werden, falls sie unregelmäßig gestaltet sind, einfach Löcher genannt, im Gegensatz zu den typisch rund ausgebildeten Augen des Emmentaler Käses.

* **Die Edison-Feier in Amerika.** Der Edison-Gedenktag ist in ganz Amerika festlich begangen worden. In allen größeren Städten wurden abends Festbeleuchtungen veranstaltet. Zur Reise nach Dearborn, wo die Hauptfeier stattfand, benutzten Edison, Ford, Owen Young, Rockefeller jun. und viele andere bekannte Persönlichkeiten einen altertümlichen Eisenbahnzug. Edison beteiligte sich sehr lebhaft an allen Veranstaltungen. So verkaufte er auch, wie die Jugend, Früchte, Nüsse und Zeitungen an die

Gäste. Die Einnahmen dienten wohltätigen Zwecken. Am Abend unternahm Edison, nachdem ringsum alles Licht ausgelöscht worden war, vor der Festversammlung mit seinen alten Mitarbeitern sein erstes Experiment mit der Glühlampe vor. Das Aufflammen wurde von den Versammelten mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Präsident Hoover feierte Edison in einer humorvollen Rede, in der er an die Zeit der Petroleumbeleuchtung erinnerte. Owen Young verlas bei dem anschließenden Festessen die Begrüßungstelegramme des Reichspräsidenten von Hindenburg und des Prinzen von Wales. Das Orchester spielte darauf Edisons Lieblingslied „O, Susanna." Die Reden und die musikalischen Darbietungen wurden durch Rundfunk in alle Staaten verbreitet.

m. **Die geprellte Sowjetregierung.** Die Sowjetrussische Botschaft in Tokio befindet sich zur Zeit in der größten Aufregung. Vor kurzem wurde der sowjetrussische Botschafter Trojanowski von seiner Regierung beauftragt, eine Summe von 1 400 000 Yen, die sich auf der japanischen Bank Tschosen befänden und dem russischen Staat gehörten, abheben zu dürfen. Die Bewilligung wurde erteilt, als sich aber ein Beamter der Sowjetbotschaft zur Bank begab und die Summe einforderte, wurde ihm eröffnet, daß bereits am Vortage der ehemalige kaiserlich russische Militärattachee in Tokio Oberst Podtjapin, den Betrag abgehoben habe. Es stellte sich nun heraus, daß Podtjapin die Summe dem russischen Kosakenführer Semjonoff zur Finanzierung der weißrussischen Bewegung gegen die Sowjetunion ausgehändigt hatte. Die Schadenersatzklage, welche die Sowjetregierung nun gegen Japan erheben will, wird voraussichtlich wenig Erfolg haben.

* **Die Preise für Affen ziehen an.** Die Verjüngungsdoktoren brauchen bekanntlich Affendrüsen. Daher werden viele Affen gefangen, und besonders in den britischen Kolonien von Asien hat der Export von Affen derart zugenommen, daß das Verschwinden mancher Orang-Utang-Gattungen zu befürchten steht. Daher ist jetzt für jedes Tier ein Ausfuhrzoll in der stattlichen Höhe von 250 Dollar festgesetzt worden.

m. **Eine „Scheidungsfabrik" in Mexiko.** Der mexikanische Außenminister hat eine Untersuchung der hastigen Scheidungen angeordnet, die in Cuernavaca, der Hauptstadt des Staates Morelas, ausgesprochen waren. Diese Stadt wurde in der Tat in den letzten Jahren von zahlreichen mexikanischen und nordamerikanischen Paaren dazu benutzt, um die Ehen auf dem schnellsten Wege zu scheiden, da die Gesetzgebung in dieser Beziehung außerordentlich großzügig war. Einem nordamerikanischen Gatten war es nun sogar geglückt, die Scheidung seiner Ehe zu erreichen, ohne daß seine eigene Frau eine Ahnung davon hatte. Wütend setzte die Frau die hohe Diplomatie in Bewegung, und ihr schlossen sich bald zahllose Ehemänner und Ehefrauen an, die vom selben Schicksal ereilt waren. Sollte die Untersuchung, die der Außenminister angeordnet hat, die Richtigkeit der Angriffe beweisen, so werden die Gesetze eine Verschärfung erfahren.

* **Zwei Wiener Aerzte bei einer Operation vergiftet.** Durch tragische Verkettung von widrigen Umständen haben sich zwei bekannte Wiener Aerzte infiziert und liegen derzeit mit schweren Blutvergiftungen zu Bett. Es handelt sich um den Direktor des Rudolfinerhauses Professor Otto Frisch und um den städtischen Arzt Dr. Artur Michalek. Dr. Michalek hat sich bei der Nachbehandlung eines achtjährigen Kindes, das an einem Halsabszeß operiert worden war, eine Wunde und eine Infektion zugezogen, die bald bedrohlichen Umfang annahm. Bei der dringend notwendig gewordenen Operation an ihm selbst, die Primarius Körbl gemeinsam mit dem von ihm berufenen Professor Frisch durchführte, hat sich Professor Frisch trotz aller erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen verletzt und unglückseligerweise gleichfalls vergiftet. Dr. Michalek schwebte einige Tage in Lebensgefahr, doch ist er auf dem Weg der Besserung. Er liegt derzeit im Wasserbett auf der Klinik Eiselsberg. Prof. Frisch, der von Hofrat Eiselsberg und von Professor Breitner behandelt wird, liegt in dem von ihm geleiteten Rudolfinerhaus. Es ist gelungen, die Blutvergiftung auch bei ihm zu lokalisieren.

* **Großfeuer in einem Bremer Packhaus.** Am Freitag mittag gegen 13,30 Uhr brach am Teerhof im Packhause der Firma Theodor Poser & Co. (Gardinen, Teppiche und Sattlermaterial- in Bremen im zweiten Stock ein Feuer aus, das mit rasender Schnelligkeit um sich griff. Die Feuerwehr war mit neun Zügen bald zur Stelle und griff das Feuer mit allen zur Verfügung stehenden Schlauchleitungen an. Von der Weser aus versuchte ein Spritzmotorschiff dem Feuer beizukommen, doch konnte die kleine Schlauchleitung nicht viel ausrichten. Hier mußte man sich hauptsächlich mit dem Schutz des nebenliegenden Packhauses begnügen. Haushohe Flammen schlugen aus dem brennenden Dach, bis die Balkenwand des dritten, vierten und fünften Bodens mit Donnergetöse zusammenbrach. In dem aufgestapelten Material fand das Feuer immer neue Nahrung und die Feuerwehr merkte kaum ein Eindämmen des Brandes. Viele tausend Menschen belagerten das Ufer der Weser, um sich den Brand anzusehen. Ueber die Entstehungsursache konnte noch nichts in Erfahrung gebracht werden. Ebenso ist der entstandene Schaden noch nicht zu übersehen.

* **Zehnmillionenspende des Filmmagnaten Fox.** Aus Newyork wird berichtet: William Fox ist fünfundzwanzig Jahre lang mit steigendem finanziellen Erfolg in der Filmindustrie tätig gewesen. Als Filmproduzent hat er eine große Reputation und ein noch größeres Vermögen erworben. Nun hat er ein Viertel dieses Vermögens, zehn Millionen Dollar, zur Anschaffung von Sprechfilmen für Schulen, Kirchen und medizinische Unterrichtsanstalten gespendet. Für einen Teil des Geldes sollen Filmbibliotheken gegründet werden, in denen Privatleute Filme ausleihen können, um sie bei sich zu Hause aufzuführen. Von den Sprechfilmen in der Schule erhofft Fox eine Verbesserung und Beschleunigung des Unterrichts. Bringt man die „Talkies" in die Kirche, so wird man, erklärte Fox, wieder volle Kirchen haben.

* **Brillantendiebstahl in einer Grunewaldvilla.** In der Villa des Konsuls Harry Fuld in der Douglasstraße 9 in Grunewald ist ein Aufsehen erregender Brillantendiebstahl entdeckt worden. Der gesamte Schmuck der Tochter des Konsuls ist geraubt und durch minderwertige, aber geschickt nachgemachte Schmuckstücke ersetzt worden. Der 27 Jahre alte Hausdiener Karl Kamolz, der dringend verdächtig ist, die Brillanten unterschlagen zu haben, ist verhaftet worden. Das Fehlen der wertvollen Steine wurde durch einen Zufall entdeckt. Die Tochter des Konsuls besaß einen kostbaren Ring, den ein fünfkarätiger Brillant schmückte. Als sie den Ring bei einem Theaterbesuch vor einigen Tagen trug, ritzte sie sich die Hand leicht an dem Ring und entdeckte an dem Schmuckstück bei genauerem Hinsehen eine Beschädigung der Fassung. Dabei fiel ihr auf, daß der sonst glänzende Stein merkwürdig trübe aussah. Bei näherer Prüfung ergab sich, daß der kostbare große Brillant mit einem anderen minderwertigen Stein vertauscht war. Man ließ nun auch die anderen Juwelen untersuchen und stellte bei einigen weiteren wertvollen Stücken die gleichen Fälschungen fest. Bei einer Durchsuchung der Sachen des Dieners Kamolz fand man mehrere wertvolle Schmuckstücke, an denen Spuren einer Umarbeitung erkennbar waren. Es ist anzunehmen, daß er sie in den Häusern, in denen er früher in Stellung war, gestohlen hat. Er machte über ihren Erwerb Angaben, die der Polizei unglaubwürdig erscheinen.

Familien-Nachrichten

Verlobungen: Sibylle-Valerie von Rothkirch und Panthen, Malsel mit Arno Graf von Stosch, Breslau. Charlotte Saft mit Kurt Ronge, Tschechen. Ilse Legal, Breslau mit Herbert Glatzel, Gremsdorf. Lieselotte Dehnhardt, Breslau mit Dipl.-Ing. Hans Hempel, Gleiwitz. Helena Rieger mit Willy Frenzel, Breslau. Hildegard Knospe mit Lothar Paschke, Görlitz. Magdalene Kriebel, Hirschberg mit Dr. Werner Grohmann, Halle.

Eheschließungen: Kurt Reichenau mit Margarete Enter, Cosel. Herbert Fiegel mit Hildegard Hampel, Görlitz. Paul Hübner mit Margarete Schaaf, Schlauroth. Zahnarzt Dr. Herbert Dauß mit Leni Schlesinger, Brieg. Max Tusche mit Frieda Schirrmeister, Liebenwerda. Hans Martin mit Elfriede Thomas, Görlitz. Hans Neumann mit Käte Kirchof, Görlitz. Paul Kurzke mit Melitta Müller, Warmbrunn. Richard Schenk mit Erna Kienitz, Hirschberg. Hubert Schneider mit Emmi Heinzel, Herischdorf. Gerhard Stumpe mit Hulda Klemm, Herischdorf. Grubensteiger Georg Mihatsch mit Bertl Gach, Gleiwitz. Fritz Vespermann mit Margarete Sucker, Liegnitz. Rektor Richard Klopsch mit Margareta Schulze, Görlitz. Willi Holz mit Elisabeth Bernard, Görlitz.

Geburten: Ein Sohn: Direktor Alfred Wieczorek, Neisse. Regierungsassessor Dr. Peter Seger, Perleberg. Inspektor Kurt Hoffmann, Dom. Sachwitz. Dipl.-Ing. Fritz Heinz, Breslau. Eine Tochter: Dr. Otto Liebich, Görlitz.

Todesfälle: Kaufmann Alfons Erber, Liegnitz. Hermann Föst, Bellwitzhof. Tischlermeister Ernst Tietze, Parchwitz. Bankbeamter Alois Uibig, Haynau. Fabrikant Carl Tanne, Peterswaldau. Gutsbesitzer Alfred Schmidt, Soran. Seifensieder Josef Zelder, Neustadt. Oberpostsekretär i. R. Josef Anter, Gr.-Strehlitz. Kaufmann Vinzenz Plewnia, Nieder-Kunzendorf. Max Hahn, Görlitz. Franz Hoffmann, Kath. Hennersdorf. Adolf Kindler, Jauernick. Kaufmann Richard Peschel, Brieg. Bauerngutsbesitzer Arthur Besser, Nieder-Bielau. Obersteuersekretär Erich Piwowarsky, Cosel. Rittergutsbesitzer Richard Reimann, Glausche. Gutsbesitzer Hermann Baguschе, Oels. Hermann Conrad, Bremberg. Fritz Müller, Neustadt. Arbeiter Franz Schwintek, Neustadt. Kranführer Josef Fritsch, Königshütte. Buchbindermeister Otto Rau, Görlitz.

Briefkasten

L. G. Die Stadt hat das Recht, eine solche Anordnung zu treffen, sowohl aus gesundheitlichen Gründen wie aus allgemein geltenden Verkehrsgründen (Schönheit des Stadtbildes).

F. C., Steinau. Den Erdglobus soll Anaximander um 580 vor Christus erfunden haben. Den ersten, der Anspruch auf wissenschaftliche Geltung hatte, schuf Martin Behaim in Nürnberg. Ernst zu nehmende Himmelsgloben kannte wohl schon das Altertum.

Blumenfreundin Bauerwitz. Die Farbe der Blumen kann auf künstliche Weise verändert werden. Die Veränderung beruht auf einem chemischen Vorgang, der dadurch hervorgerufen wird, daß der Erde irgend ein Zusatz beigefügt wird. So werden Hyazinthen durch einen Zusatz von kohlensaurem Natron rot; durch Eisenstaub werden sie blau oder violett. Durch Holzkohlenpulver bekommen Georginen, Nelken und Rosen eine dunklere Farbe. Auch phosphorsaures Natron macht die Farbe von bestimmten Blumen dunkler.

E. W. 101. Nach § 1312 BGB. darf eine Ehe nicht geschlossen werden zwischen einem wegen Ehebruchs geschiedenen Ehegatten und dem, mit dem der Ehegatte den Ehebruch begangen hat, wenn dieser Ehebruch in dem Scheidungsurteil als Grund der Scheidung festgestellt ist. Von dieser Vorschrift kann jedoch bei dem Landgerichtspräsident Befreiung beantragt werden. Der Landgerichtspräsident kann dann, muß aber nicht, die Befreiung bewilligen.

F. M., Langestraße. Miete ist Bringschuld. Der Mieter ist verpflichtet, falls der Wirt die Miete nicht selbst einkassiert, sie ihm hinzubringen oder hinzuschicken.

Kunst-Wissenschaft

Engelbert Humperdinck

Von Ali Weyl-Nissen, Berlin.

Engelbert Humperdinck hat mit seiner Märchenoper „Hänsel und Gretel" so viel äußeren und kulturfördernden Erfolg gehabt, weil sie — unmodern war, als sie am 23. Dezember 1893 in Weimar uraufgeführt wurde. Das Werk gehört jetzt mit Recht zum eisernen Bestand jeder guten Opernbühne. Aber als der Komponist die Oper zur Uraufführung anbringen wollte, wurde sie ihm von mehreren Kapazitäten abgelehnt, eine angesetzte Aufführung in München mußte ausfallen, endlich erreichte der sehr begeisterte Komponist und Weimarer Dirigent Richard Strauß eine Nachmittagsaufführung in Weimar; der Intendant, der die Aufführung wagte, bewilligte aber nicht einmal neue Dekorationen. Der erste Erfolg war auch nur matt, doch bald mehren sich die Aufführungen, und nach drei Jahren war der Komponist berühmt, bekam den Professortitel und verdiente an seiner Oper so gut, daß er seine Stellung als Musiklehrer und Kritiker in Frankfurt am Main aufgeben und sich an den Rhein nach Boppard zurückziehen konnte, um ganz der Komposition zu leben.

Damals war die große Zeit der Wagner-Nachfolger schon vorüber, und die italienischen „Veristen" herrschten in der Oper: Es ging ungemein natürlich und blutrünstig auf den Bühnen zu, Mascagnis Cavalleria rusticana und Leoncavallos Pagliacci waren die ersten Stücke dieser Gattung, die aus dem Volksleben schöpfte und nichts mehr liebte, als schlagkräftige Handlung und krassen Schluß. Dagegen wurde nun durch den Wagemut von Richard Strauß das innige deutsche Märchenspiel gesetzt. Es schob einen Riegel vor gegen die Auswüchse der sensationellen Leidenschaftsaktionen. Darin liegt seine Bedeutung und zum Teil sein Erfolg begründet, wenn auch Humperdinck dem Realismus seiner Zeit in den Szenen aus dem armen Milieu sehr entgegen kam.

Aber auch um ihrer selbst willen hatte die Oper Erfolg. Nicht weil sie so schöne bekannte Volkslieder verwendet, es sind eigentlich nur zwei: „Suse, liebe Suse" und „Ein Männlein steht im Walde". Mit noch schöneren Liedern hätte ein anderer eine viel schwächere Oper schreiben können. Wie Humperdinck die Melodie-Perlen eingefaßt hat, das gerade macht den Hauptreiz und den Wert der Oper aus. Der Stil der Oper ist im Grunde Wagners Stil, aber ein zur Ausarbeitung eines unwagnerisch feinen Filigranes von Motivgeweben verwendeter, und Humperdinck hat sich seine Naivität und echte Kindlichkeit zu bewahren gewußt gegen alles Wagnerische Pathos.

Der Weg zum „Hänsel und Gretel" war nicht eigentlich arm an Erfolgen. Die Familie, in die Humperdinck am 1. September 1854 in Siegburg im Rheinland geboren wurde, hatte Musikverständnis, der Sohn wurde früh von der Mutter nach Bonn mitgenommen, wenn es dort gute Musik gab. Auf dem Gymnasium in Paderborn schon führte er mit seinen Kameraden eigene Kompositionen auf, 1871 feierte er die Rückkehr der siegreichen Truppen mit einem Marsch, der als sehr ungewöhnlich getadelt wurde. Der junge Mann mußte sich dem Baufach widmen, aber er hat nichts gebaut als das Spritzenhaus im rheinischen Dorf Seligenthal. Schon 1872 durfte er auf das Kölner Konservatorium. Für ein Streichquartett bekam er 1876 das Frankfurter Mozartstipendium von je 400 Gulden rheinisch auf vier Jahre, ging davon nach München, 1879 erhielt er den Mendelssohnpreis mit der angenehmen Verpflichtung, einige Jahre in Italien zu studieren; als dieses Stipendium abgelaufen war, bekam er 6000 Mark aus der Meyerbeerstiftung. In Neapel besuchte er Richard Wagner, wurde als Jünger angenommen, in Bayreuth mußte Wagners „Hümpchen" sogar, als er Bühnendienst hatte, zum „Parsival" etwas dazu komponieren, weil ein Umbau länger dauerte als das Musikzwischenspiel.

Wagner starb, die Preise waren aufgezehrt, — seltsamerweise fanden alle Gesuche um Dirigentenstellungen Ablehnung; der Komponist wurde in seiner Not Musikberater des Kanonenkönigs Krupp und ging schließlich 1885 als Konservatoriumslehrer nach Barcelona. 1887 kam er voll Heimweh wieder nach Deutschland, lebte in Köln, Bonn, Mainz und Frankfurt und unterrichtete u. a. Richard Wagners Sohn Siegfried, der wie er selbst zunächst einen technischen Beruf ausgeübt hatte.

In dieser Zeit schrieb er für die Kinder seiner Schwester Adelheid kleine Tänze, — aus denen entwickelte sich „Hänsel und Gretel", seine Schwester schrieb den Text. Humperdinck blieb dann dem Fach treu, das sich einmal bewährt hatte. Er schrieb für Hausaufführungen mit Gesang und Klavier „Die sieben Geißlein" (1897). Im nächsten Jahr kamen die „Königskinder", ein Melodram; es hatte erst Erfolg, seit es zehn Jahre später, als Oper umgearbeitet, in Newyork aufgeführt worden war. Das Märchenspiel „Dornröschen" (1902) enttäuschte, ebenso wie die komische Oper „Heirat wider Willen" (1905), von welcher der Komponist selbst nicht viel hielt. Aeußere Erfolge wurden ihm recht gleichgültig.

Inzwischen war Humperdinck 1900 nach Berlin berufen worden als Vorsteher einer akademischen Meisterschule für Komposition und Mitglied des Senats der Akademie der Künste. In Berlin kam er mit dem jungen Regisseur Max Reinhardt zusammen und schrieb ihm Musiken zu Stücken von Shakespeare, Aristophanes, Maeterlinck und Vollmöller. Nach einer sehr schweren Krankheit 1912 erklärte er, nun zur Erholung eine Operette komponieren zu wollen, es wurde nichts Rechtes daraus. Aber selbst eine gelungene Operette hätte nicht viel ändern können an dem Bild, das von Humperdinck feststand, als er am 27. September 1921 in Neustrelitz die Augen für immer schloß.

Als echter, kluger und ehrlicher Musiker hielt er sich von aller operettenhaften Effekthascherei fern. Er war nicht nur selbst Schöpfer, sondern auch Wegbereiter. Sein „Hänsel und Gretel" hat für Pfitzner, Kienzl und d'Albert die Bahn geebnet und die Poesie des Kinderlebens für die Bühne entdeckt. Humperdincks Kinderoper wird noch lange leben, schon jetzt hat sie die meisten Opern überdauert, die nach Wagner entstanden sind.

Der Dichter des galanten Barocks

Das Modewort des endenden 17. Jahrhunderts „galant", in dem für die Deutschen jener Tage der Inbegriff des guten Tons und feinen Wesens geschlossen war, hat in dem Werk eines viel bewunderten und dann arg geschmähten Dichters seinen höchsten Ausdruck gefunden: in den „Lustgedichten und verliebten Heldenbriefen" des Herrn Christian Hofmann von Hofmannswaldau, der zu seinen Lebzeiten und noch bis ins 18. Jahrhundert hinein der vergötterte Modepoet war und von dem noch 1707 ein so fortgeschrittener Geist wie Thomasius erklärte, daß er „sechs Virgilis die Stirne biete".

Der „deutsche Ovidius", wie ihn die Zeitgenossen nannten, ist später der schlimmsten Verachtung anheimgefallen, galt als einer der Hauptvertreter des Schwulstes und wurde in dem Museum der Literaturgeschichte als „Haupt der zweiten schlesischen Schule" beigesetzt. Die neue Barockforschung aber hat wieder eine gerechtere Beurteilung dieses bedeutenden Poeten angebahnt, und auf die Eigenart seiner Kunst fiel helles Licht von dem Studium der bildenden Künste. Wer das Auge geschärft hat an dem strahlenden Glanz der schlesischen Klosterkirchen von Grüssau und Leubus, wer die feine Grazie der Breslauer Universität oder der Kurfürstenkapelle des Breslauer Doms nachempfindet, wer die kühne und berechnete Sinnlichkeit in den Werken der zeitgenössischen Maler als notwendiges Ornament der Zeit erkannt hat, der muß auch der frechen und zugleich spröden Anmut der Gedichte Hofmannswaldaus ihren kulturgeschichtlichen und ästhetischen Reiz abgewinnen. Die Ueppigkeit seiner Sprache und die galante Gewagtheit seiner Erotik erscheinen uns heute als eine notwendige Reaktion gegen die platte Nüchternheit und langweilige Steifheit, in der die deutsche Literatur damals zu ersticken drohte.

Es war ein Fortschritt in der Entwicklung unseres Schrifttums, daß unter die gelehrten Schulmeister und spießbürgerlichen Pedanten ein freier Weltmann trat, der die Poesie in den Salon einführte. Der hochgeborene Patrizier, der auf weiten Reisen im Gefolge eines Fürsten die Welt der großen Höfe in England, Frankreich und Italien kennen gelernt hatte, der dann als Präses des Breslauischen Rates die Geschicke seiner Vaterstadt leitete und, ganz anders noch als sein heutiger Oberbürgermeister, als Staatsmann mit dem Wiener Hof verhandelte, dichtete „allein zu seiner eignen Belustigung"; er schuf seine Verse nicht, um damit hohen Gönnern zu schmeicheln oder seine Gelehrsamkeit zu zeigen, sondern weil ein starkes Talent ihn antrieb, zu sagen, was er fühlte. Und sein Thema war das uralte aller Lyrik: die Liebe. „So scheint es mir," sagt er einmal, „daß die Poesie überall Fremdling und in dem Lande der Liebe allein zu Hause ist." Bei der Abstumpfung der Sinne und der Gewöhnung an schlimmste Ausschweifungen, die durch den 30jährigen Krieg hervorgerufen waren, konnte der hohe Beamte es sich gestatten, die schamlosesten Dinge zu sagen, und er tat es mit einem bewunderungswerten Virtuosentum der Sprache mit einer in seiner Zeit unerreichten Bilder- und Versgewalt, mit Witz und Feinheit, wo die anderen Deutschen roh und plump waren. Der Schritt seiner Verse hat bei aller Verziertheit und allem Schnörkelwesen etwas Freies und Lebendiges, eine hofmännische Haltung, die im Reigentanz und auf dem Parkett des Hofes gute Figur macht; seine Dichtung ruft zum Lebensgenuß auf und vertreibt den Schulstaub, der in dicken Schichten über der deutschen Dichtung lagerte.

Hofmannswaldau trug seine riesige Lockenperücke in feinsten Kräuselungen, und während die anderen Poeten schwerfällig und sauertöpfisch dreinschauten, spielt ein liebenswürdiges Lächeln um seine vollen Lippen unter dem schön geschwungenen Schnurrbärtchen. In einer Epoche handwerksmäßiger Reimerei hat er an der deutschen Sprache eine neue Fülle, einen üppigen Glanz verliehen, und merkwürdig modern mutet uns manches an ihm an, so sein Bekenntnis:

„Mein Auge war ein Spiegel, der alle Formen fing,
Der frei von Zaum und Zügel, durch geile Felder ging."

*

K. **Ausgrabungen auf Mytilene aus der Troja-Zeit.** Die erste vorgeschichtliche Siedlung auf der Insel Lesbos, dem heutigen Mytilene, ist jetzt von der Britischen Archäologischen Schule zu Athen ausgegraben worden. Da Lesbos in der Ilias als die Grenze des Königreichs des Priamus erwähnt wird, so sind die Ruinen des neu entdeckten Ortes Thermi von Bedeutung für die Kenntnis der trojanischen Kultur. Ob Thermi eine Kolonie von Troja war oder eine Siedlung eines verwandten Volkes aus Klein-Asien, ist noch unsicher, da die charakteristischen trojanischen „Gesichts-Urnen" fehlen. Man hat Teile von mindestens vier verschiedenen Städten freigelegt, von denen die beiden untersten derselben Periode angehören wie die erste Stadt Troja; die dritte gehört einer Zwischenperiode an, und die oberste ist gleichzeitig mit der ersten Periode von Troja II. Die Siedlungen gingen also bis um das Jahr 3000 v. Chr. zurück. Besonders auffällig waren die sorgsam angelegten Oefen und Feuerstätten, die sich in vielen Räumen fanden. Die Tongefäße ähneln denen von Troja und Yortan; Terrakottafigürchen, die Männer und Frauen darstellen, zeigten interessante Trachten. Werkzeuge aus Knochen und Steinen, aber keine aus Bronze, wurden geborgen. Die Grabungen sollen im nächsten Jahre fortgesetzt werden.